



Geschichte der deutschen Kunst

<<Das>> späte Mittelalter von Rudolf von Habsburg bis zu Maximilian I. :
die Kunst der Gotik / Georg Dehio

Dehio, Georg

Berlin [u.a.], 1930

Baiern

[urn:nbn:de:hbz:466:1-96210](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-96210)

Wir lernen ein hochentwickeltes Steinmetzhandwerk kennen. In keinem Teile Oberdeutschlands haben sich spätgotische Ausstattungsstücke in solcher Menge erhalten. Zierliche steinerne Kanzeln und Taufen sind selbst in Dorfkirchen keine Seltenheit. Wo landesherrliche Munifizenz mithalf, entstanden auch aufwändige Prachtstücke (am vollständigsten und einheitlichsten erhalten die Ausstattung der Stiftskirche in Urach; ein Wunder subtiler Meißelarbeit das heilige Grab in Reutlingen). Die am meisten beschäftigten Architekten waren Peter von Koblenz (Koblenz im schweizerischen Aargau) und Aberlin Jörg. Jener stand im Dienste der Uracher, dieser in dem der Stuttgarter Linie, bis diese in den letzten Jahren Eberhards sich vereinigten. Den lokalen Traditionen widerspricht es, daß Peters Hauptwerk (Urach) als Basilika angelegt war, während Aberlin Jörg in Stuttgart, Cannstatt, Marbach, Weilderstadt usw. den Hallenbau anwendete, durch tiefe Seitenkapellen gewissermaßen fünfschiffig erweitert, die Gewölbe nach der Mitte staffelförmig aufgehöhht, das Raumbild behäbig breit und malerisch. Von Peter wären noch die schönen Chorbauten in Blaubeuren, Münsingen, vielleicht auch Tübingen (Abb. 68) und die Kirche in Weilheim zu nennen. Sehr lang ist die Liste der Dorfkirchen, die sein und Jörgs Meisterzeichen tragen. Nicht lange darauf sollten Bauernkrieg und Reformation die Baulust auf diesem Gebiete tödlich lähmen. Sie hat in Württemberg selbst noch im 18. Jahrhundert kein rechtes Leben mehr gewonnen.

BAIERN.

Für die Alpenvorlande zwischen Lech und Salzach, die heutigen Provinzen Ober- und Niederbayern, brachte die Spätgotik ein Emporschnellen der Bautätigkeit, das in der Architekturgeschichte Deutschlands ohne Beispiel ist. Auf der Denkmälerkarte des vorangegangenen Jahrhunderts bilden sie einen großen weißen Flecken. Sie begannen gotisch zu bauen erst, als die eigentliche Gotik zu Ende war, nun aber mit einer Tatkräftigkeit, die das letzte Jahrhundert des Mittelalters zum ersten goldenen Zeitalter der bairischen Baukunst machte. (Das zweite war die Barockzeit.) Bis dahin war Bayern ein Land ohne Städte gewesen, wenn man die alten Bischofstädte an der Donau, die geschichtlich eine Sonderstellung einnahmen, in Abzug bringt. In Freising und Eichstätt hat sich um die bischöflichen Kurien ein nennenswertes städtisches Leben nicht entwickelt. Anders wurde es erst, als die landesherrlichen Städte Landshut, Straubing, Ingolstadt, München zu Kraft kamen. Sie, und nicht mehr Regensburg, sind die Herde der neuen Bewegung. Doch will uns scheinen, daß diese rationalistische wirtschaftsgeschichtliche Erklärung nicht ausreicht. Es muß etwas in der inneren Beschaffenheit der Spätgotik gewesen sein, das sie in besonderer Weise dem bairischen

Naturell wahlverwandt machte. Nach der späteren Entwicklung der bairischen Kunst zu urteilen, ist ihr erblicher Typus das Barock, und daher nun, nach säkularer Stumpfheit gegen die Baukunst überhaupt, dies Munterwerden in der Spätgotik. — Die in Frage kommenden Bauwerke sind meistens zwischen 1400 und 1450 begonnen, in der Regel schnell und einheitlich vollendet, einige bis gegen 1500 sich hinziehend. Die schwäbische Liebenswürdigkeit, Behaglichkeit und Bescheidenheit haben sie nicht; sie sind großräumig, wuchtig, schneidig, gehen aufs Ganze. Dieser Charakter wird unterstrichen durch das Material. Es ist Backstein. Zu einer materialgemäßen Durchbildung der Schmuckformen, wie im Norden, kam es indessen nicht. Es wird mit ihnen tunlichst gespart. Wo man auf einen dekorativen Effekt nicht verzichten will, der aber nur wenigen Punkten des Gebäudes vorbehalten bleibt, wird Haustein zu Hilfe genommen. Die Raumform ist fast ausschließlich die Hallenkirche. Sie ist von Österreich und Böhmen her angeregt. Dementsprechend setzt die neue Bewegung im Osten ein. Nach Westen und Norden endet sie in München und Ingolstadt. Daß sie so schnell und mächtig sich durchsetzte und einen so einheitlichen Charakter annahm, ist dem Umstande zu verdanken, daß ein Künstler von mehr als gewöhnlichem Größenmaß an der Spitze stand: Hans Stettheimer von Burghausen an der Salzach. Die sieben Kirchen, als deren Erbauer er auf seinem Grabstein genannt wird, bestehen noch. Die erste derselben wurde 1389 begonnen, das Jahr seines Todes ist 1431. Er ist also ein wenig jüngerer Zeitgenosse Ulrich Ensingers, dem er, bei geographisch engerer Begrenzung seines Wirkungskreises, an Bedeutung nicht nachsteht; ja, man darf wohl sagen: das Spezifische des neuen Stils tritt bei ihm mit noch klarerer Entschiedenheit, freilich auch Einseitigkeit, in die Erscheinung. Stettheimer ist ausschließlich Raumkünstler, ohne Interesse am Formendetail. Schon sein ältester uns bekannter Bau, St. Martin in Landshut, zeigt die meisten Eigenschaften seines Stils fertig entwickelt (Abb. 61). An Kühnheit hat er sich selbst nicht mehr übertroffen, es wäre auch unmöglich gewesen. Ein langgestreckter Raum, geteilt in neun Joche, die Seitenschiffe merklich schmaler, zwischen den stark ausladenden Strebepfeilern niedrige Kapellen. Der Gewölbescheitel überbietet in seiner Höhenlage nicht unbeträchtlich die Breite der drei Schiffe zusammengenommen (!), und die Stützen sind doppelt so hoch (22 m), als das Mittelschiff breit ist. Für den Hallenbau ganz ungewöhnliche Proportionen. Noch mehr aber als durch die absoluten Maße wird durch die enorm schlanke Bildung und die kurzen Intervalle der schlicht achteckigen Pfeiler für das optische Gefühl die Vorherrschaft der Vertikale gesteigert. Es gibt keine einzige Hallenkirche in Deutschland, die ähnliches gewagt hätte. Schon ausgeprägt spätgotisch-barock empfunden ist auch die Zerlegung des Pfeilerkämpfers in mehrere Stufen, wechselnd

für den Scheidbogen und die Querrippen; wie auch die Gewölbe schon als Tonnen mit bloß aufgelegtem Rippennetz konstruiert sind. Die Seitenkapellen bewirken, daß die über ihm liegenden Fenster nicht zu tief nach unten gezogen sind, woraus sich eine schön gesammelte Beleuchtung ergibt. Das Äußere ist ganz schlicht bis auf einige pittoreske Portale (Abb. 193). Der Westturm (Abb. 115) ist unter den noch im Mittelalter vollendeten Türmen Deutschlands der zweithöchste (133 m gegen 142 in Straßburg). Von den norddeutschen Backsteintürmen unterscheidet er sich durchaus, indem er, dem Schema der süddeutschen Hausteintürme folgend, den vierseitigen Unterbau vermittelst kleinteiliger Zwischenformen leichtflüssig ins Oktogon überführt, höchst geistreich in der backsteingemäßen Formenumsetzung. Ganz trefflich ist die Wirkung im Stadt- und Landschaftsbilde. Die freie Weite der Ebene wirkt hier ähnlich wie im Norden die See als Einladung zur Aufstellung einer weithin herrschenden Landmarke. — Nach seinem ersten großen Bau blieb dem Meister noch ein Problem zu lösen übrig: die dem neuen Stil angemessene Gestaltung des Chors. In St. Martin (wie noch in zwei andern Stettheimerschen Kirchen, der Karmeliterkirche in Straubing und St. Nikolaus in Neuötting) war nach alter Weise der Chor als einschiffige Fortsetzung des Langhauses über dieses hinausgeschoben. In seinen jüngeren Bauten (Spitalkirche in Landshut, St. Jakob in Straubing [Abb. 62, 67], St. Jakob in Wasserburg, Franziskaner in Salzburg) gibt Stettheimer die Absonderung des Chors auf; den äußeren Schluß formt er als siebenseitiges Halbpolygon, in der vollen Breite der drei Schiffe; dabei bildet sich aber kein wirklicher Umgang, sondern in dem unbestimmt zerfließenden Raume steht in der Mittelachse ein einzelner Pfeiler, das Schlußfenster überschneidend (Abb. 63, 65). Die Abbildung der Salzburger Franziskanerkirche (Abb. 66) zeigt, wie eminent malerisch diese Anordnung gedacht ist (was sie bei ihrem ersten Auftauchen in der böhmischen Parlerschule noch nicht gewesen war). Hier ist noch ein zufälliger Umstand glänzend ausgenutzt worden: der Kontrast mit einem dunkeln und schweren romanischen Langhaus. Die Gestaltung des Durchgangsbogens verstärkt ihn. Die Grundrißgestaltung des Chors wird dem Beschauer mit Absicht im ungewissen gelassen, und die blendende Lichtfülle erhöht den Eindruck des Unbegrenzten. Hier ist die Spätgotik so barock wie nur je das Barock selbst. (Unmittelbarste Ähnlichkeit: Kloster Weltenburg an der Donau.)

Im Jahre 1468 trat zum ersten Male die Stadt München in die Kunstgeschichte ein mit der Frauenkirche (denn das wenige, was ihr vorausging, war ganz unbedeutend). Sie ist erbaut aus den Mitteln der Bürgerschaft, und man ist erstaunt, daß die damals noch kleine und mäßig wohlhabende Stadt nur mit einer so mächtigen Pfarrkirche sich

zufrieden geben wollte. Nicht umsonst war Meister Ganghofer, bevor er seinen Entwurf abschloß, nach Ulm geschickt worden. Der Bautypus ist indessen bairisch. Den Schwung der Stettheimerschen Bauten erreichte Ganghofer nicht, die Frauenkirche ist in ihrem hausbackenen Ernst und ihrer schmucklosen Sachlichkeit die bezeichnende Arbeit eines Stadtbau-meisters (Abb. 58). Außergewöhnlich ist nur die Zweizahl der (achteckigen) Türme. Sie sind von straffer, aber nicht eleganter Statur. Ihr Abschluß durch ausgebauchte Hauben gehört nicht, wie man zunächst glauben möchte, dem Nachmittelalter; schon auf einer Stadtansicht von 1530 ist sie zu erkennen. — Die größte spätgotische Kirche Baierns ist aber nicht die Münchener, sondern die Ingolstädter Frauenkirche. Auch sie hat an der Westfassade Doppeltürme. Sie nicht normal, sondern übereck zu stellen, war ein echt spätgotischer Gedanke, der freilich als allzu kühner Bruch mit der Gewohnheit keine Nachahmung fand.

In Baiern wurde im 15. Jahrhundert außerdem noch, nach fast völliger Brache im 14., auf dem Lande, wo viel nachzuholen war, eine beträchtliche Tätigkeit entwickelt. Diese Bauten sind oft sehr stattlich, stets gewölbt (was sie im 14. Jahrhundert noch nicht gewesen waren), das Äußere ganz schlichter Backsteinrohbau (in jüngerer Zeit meist verputzt). Die Türme, die heute meistens barocke Zwiebelhauben tragen, hat man sich ursprünglich mit Satteldächern oder Spitzdächern zu denken (Abb. 152—159).

Ansehnliche Klosterkirchen, in der barocken Umkleidung noch gut als Werke der Spätgotik zu erkennen, sind Andechs und Polling im oberbairischen Alpenvorland.

Noch sei ein Wort über den außerhalb der eigentlich bairischen Architektur stehenden Dom von Regensburg gesagt. An seiner Fassade ist das 15. Jahrhundert hindurch gebaut worden, bis 1495, ohne daß die Türme zum Abschluß gekommen wären. Wie sie uns heute ansieht, ist sie ein Baugedanke der klassischen Gotik in spätgotischer Ausführung. Zwei in der Schatzkammer aufbewahrte Risse geben Studien für eine zwei-türmige und eine eintürmige Lösung. Die letzte (Abb. 107) hätte der Denkweise der Spätzeit näher gelegen, dennoch entschied man sich mit dem verpflichtenden Stolz einer alten Adelsfamilie für die erste. Der Entwurf ist beherrscht von Erinnerungen an das Straßburger Münster. Davon ist in die Ausführung übergegangen die scharfe Akzentuierung der wage-rechten Linien, welche in der Durchkreuzung mit den senkrechten Turmpfeilern zweimal drei Hauptfelder ergeben. Dieser nachdrücklichen und klaren Einteilung ist der überraschend ruhige Gesamteindruck zu verdanken; überraschend deshalb, weil die in diese Felder eingeschlossenen Fenstergruppen jedesmal stark abweichende Formen aufweisen, in umfassendster Anwendung des spätgotischen Prinzips der Asymmetrie. Dennoch ist der Eindruck nicht, wie man vermuten könnte, der einer planlosen Verworrenheit. Neben den Kontrasten stehen doch auch wieder

Relationen, und es entsteht eine Lebendigkeit und Wärme, die durch reine Symmetrie nicht hätte erreicht werden können. Die von der Schulweisheit des 19. Jahrhunderts hinzugefügten, abstrakt korrekten Türme passen dazu schlecht genug.

FRANKEN.

Die fränkischen, von der Natur wechsellvoll gestalteten Landschaften, besonders die mittlere Maingegend und das Grenzgebiet gegen Schwaben, erwiesen sich im späten Mittelalter als ein besonders fruchtbarer Boden für eine dichte Saat von Städten jeden Ranges, kleinsten, kleinen und mittleren; etwas abseits die Großstadt Nürnberg. Wer Neigung und Muße zu beschaulichem Wandern hat, kann hier die kleinbürgerliche Seite der spätgotischen Baukunst aus dem vollen studieren und wird sich dabei über ihre aus Trivialem und Sinnigem, Hausbackenem und Anmutigem gemischte Natur aufs ergötzlichste belehrt finden. Unsere Darstellung muß leider solche »Andacht zum Kleinen« sich versagen. Wir heben nur zwei Bauwerke heraus, die durch hohen Schwung über die Masse sich erheben.

St. Georg in Dinkelsbühl. Ein Werk aus einem Guß, begonnen 1448. Der 77 m lange, also für die Pfarrkirche einer zu den kleinen zählenden Reichsstadt sehr ansehnliche Bau erreicht in seiner Haltung eine monumentale Würde, eine Kraft des Gliederbaus, eine strahlende Feierlichkeit der Stimmung, wie sie in der Spätgotik Süddeutschlands nicht wiedergefunden werden, auch nicht in der Hauptpfarrkirche in Nördlingen, die das Vorbild gewesen war. Dabei sind die Einzelmotive spätgotisch genug: die kämpferlose Entfaltung der Netzgewölbe aus den Pfeilern, die Ausschaltung der Dienste, die Anordnung eines Pfeilers in den Schlußpunkt des Chorpolygons (6 Seiten des Zwölfecks).

St. Lorenz in Nürnberg (Abb. 70, 99). In der Nürnberger Kunst des 15. Jahrhunderts steht das Interesse an der Architektur nicht im Vordergrund. Der neue Chor von St. Lorenz, vollendet im Geburtsjahre Dürers, 1471, ist der einzige bedeutende, allerdings sehr bedeutende Bau dieses Jahrhunderts, nach seinem Schulzusammenhang mehr bairisch als fränkisch. Seine Erbauer sind Konrad Roritzer von Regensburg und dessen Sohn Matthias. Als Erinnerung von der Donau brachten sie die Teilung der Umfassungswände in zwei Geschosse mit, ein altertümliches Motiv aus der Frühzeit der Gotik, dem aber jetzt ein völlig neuer, spätgotisch-barocker Sinn gegeben wurde: Steigerung des malerischen Scheins der Raumerweiterung mit absichtlicher Verunklärung der Raumgrenze; eine andere Bedeutung haben auch die flachen Emporen vor den zurückspringenden Fenstern des Obergeschosses nicht. Der Hallenchor von St. Lorenz ist wie der von St. Sebald einem älteren und in kleinerem Maßstab ausgeführten basilikalischen Lang-